

# Überlegungen zum Begriff « Mitteleuropa »

von Andrei Corbea-Hoisie

Ich habe mir vorgenommen, Ihnen in den nächsten 45 Minuten ein paar persönliche Gedanken zum Begriff « Mitteleuropa » darzustellen. Ich weiss, dass dies in Wien und vor allem vor einem solchen Publikum eine Art Zumutung ist, um so mehr weil ich als Diplomat vor Ihnen stehe und dennoch keinesfalls vorhabe, Sie mit politisch-strategischen Überlegungen zu unterhalten. Eher schwebt mir die Absicht vor, heute eine unvollständige, in loser Form verfasste Bilanz mancher Erfahrungen mit den « Mitteleuropa »-Vorstellungen zu ziehen, denen ich während meiner bisherigen Tätigkeit als Historiker und Kulturwissenschaftler begegnet bin. Selbstverständlich werde ich mich nebenbei auch mit der « rumänischen » Sicht dieser Zusammenhänge beschäftigen, auch wenn sie sich letztendlich als eine uneinheitliche und ungeordnete Perspektive voller Widersprüche und Ungereimtheiten zeigt. Dieser Versuch soll allerdings vermeiden, irgendwelche eindeutige oder definitive Schlussfolgerungen oder sogar Lehren in Bezug auf die gegenwärtigen Probleme der Region zu formulieren : meine Aufgabe beschränkt sich darauf, Fragen aufzuwerfen und eventuell im Verhältnis zu althergebrachten Antworten neue Fragen zu stellen, was ich als sinnvoller und unserem Zweck, zum Schluss zum Dialog zu gelangen, dienlicher betrachte.

In einer Welt, in der die Macht der Medien dank der sich immer weiter beschleunigenden hochtechnologischen Errungenschaften von Tag zu Tag wächst, wird auch der Druck ihrer unabwendbar vereinfachend wirkender Diskurse, - ein Druck, der mit fatal sich ausbildenden Folgen auf das öffentliche Bewußtsein unseres « globalen Dorfes » ausgeübt wird -, immer stärker. Dadurch wird auch ein gewisser mythisch-mystischer « Realismus » gefördert, der, im Unterschied zu dem schon von der mittelalterlichen Philosophie ihm entgegengesetzten « Nominalismus », sich ein angeblich « natürliches » Verhältnis zwischen den Begriffen und dem Wesen der Dinge, die von ihnen designiert werden, und dadurch eine von der hermeneutischen Dimension entledigten Sprache vorstellt, die sich auf einen im « degré zero » befindlichen Sinn beschränkt. Dem kann nur der Hinweis auf die geschichtliche Bedingtheit der Inhalte solcher für « eindeutig » gehaltenen und dennoch künstlichen Signifikante abhelfen, deren durch die Lupe der historischen Semantik erfolgte Dekonstruktion - siehe Entfetischisierung - gerade ihre Abhängigkeit von flüchtigen Machtkonstellationen und somit ihren grundlegenden Relativismus erkennen lässt. Der Schweizer Zeitgeschichtler Urs Altermatt sprach in diesem Zusammenhang von der « Tyrannei der Begriffe », die die Wirklichkeit entstellen, denn sie würden « ein trübes Denken » hervorbringen ; dagegen wandte er eine prinzipielle Skepsis ein, die sowohl vor der Tabuisierung als auch

vor der Dämonisierung der Worte bewahrt, indem sie die vernünftigen Dimensionen von Kontroversen wieder herstellt, die sonst der unverantwortlichen Eskalation der Leidenschaften und des Hasses bis zur mörderischen Bereitschaft im Namen von heilig gesprochenen historisch-semanticen « Fiktionen » ausgesetzt sind.

Der Krieg in Jugoslawien stellte das tragische Beispiel dar, wie Begriffe wie « Nation » oder « Ethnie » sich manipulieren liessen, gerade weil in solchen Fällen mit dem Glauben gespielt wurde, dass die voneinander unterschiedenen « Identitäten » etwas « Organisches », d.h. biologisch « Substantielles » und dadurch jenseits der Zeit Unüberbrückbares seien ; die sogenannte « Nation » fusst weitgehend auf keiner « Realität » an sich, sondern nur auf dem, was die Menschen für « Realität » halten, - eine ideologische Konstruktion, die im Laufe sozialer und kultureller Prozesse an einem bestimmten Zeitpunkt den kommunikativ wirksamen Konsens des « Nationalbewusstseins » einer gewissen menschlichen Kollektivität herstellt. Die Übereinstimmung der Wissenschaft und der Diplomatie, dass z.B. die « Ethnie » nichts anderes als eine dynamische « Situation » bedeute, mit anderen Worten eine vorübergehende Art und Weise, die kulturellen Unterschiede politisch und sozial zu organisieren, würde dazu beitragen, die in letzter Instanz zur Zwangsassimilation, zu Vertreibungen und zu Genozid führende Verwechslung zwischen *demos* und *ethnos*, zwischen der politischen Souveranität und dem

egoistischen Streben zur ethnischen, religiösen oder kulturellen « Reinheit » zu vermeiden und damit auch die Idee eines europäischen Verbandes jenseits des tradierten staatlichen Rahmens einer völkisch verstandenen nationalen Trennung zu bevorzugen.

Die heutige Debatte, die um die Notwendigkeit / Überflüssigkeit oder sogar Schädlichkeit einer europäischen Verfassung geführt wird, berührt zwangsläufig auch den komplexeren Fragenkreis einer auf gemeinsamen Traditionen, Werten, Interessen und Zielen basierten europäischen Identität, was letzten Endes auch die beinahe selbstverständliche Versuchung einschliesst, den vor allem geographischen Begriff Europa zu hinterfragen. Wo liegen dessen Grenzen: wo im Westen, wo im Osten? Die USA und Kanada wurden als « natürliche » Teilhaber an der OSZE betrachtet, an dem « Europäisch-Sein » der Türkei, die seit Jahrhunderten ein Machtfaktor auf dem europäischen Kontinent war und ist und deren heimliche Hauptstadt Istanbul aus dem Körper der späteren Hauptstadt des Römischen Reiches Konstantinopel gewachsen ist, hegt man Zweifel. Soll und kann eine höchst pragmatische Anschauung von den Schranken der Aufnahmefähigkeit der EU sich mit Argumenten und Kriterien konfessioneller, historischer oder kultureller Art wappnen, die willkürliche Grenzen abstecken und ebenso keinesfalls unanfechtbare Inklusionen und Exklusionen herbeiführen? Man würde stattdessen vielleicht gut daran tun, die

Erinnerung an die Theorien des Schweizerischen Linguisten Ferdinand de Saussure wieder wachzurufen, der von der Willkürlichkeit des Zeichens und des Bezeichnens sprach: das würde das Bewußtsein der Relativität, d.h. der inhaltlichen Beschränktheit oder Ausdehnbarkeit von *topoi* wie « Europa » oder « Mitteleuropa » vertiefen und erweitern.

Denn « Mitteleuropa » stellte eigentlich jenseits jedweder geographischer Überlegungen ebenfalls ein politisches Konstrukt dar, das man in historischer Perspektive mit den Besonderheiten jener « Welt » zu verknüpfen pflegt, die sich in der Neuzeit um das « glückliche Österreich » zu einer Art zwischen ständigem Kontakt und Konflikt beharrender Identität *ex negativo* zusammenschloss. Deren Schicksal vor und nach 1918 wurde unmittelbar mit der « apocalypse joyeuse » des Habsburgischen föderativen Staates in Verbindung gesetzt, die nicht nur dem Aufschwung der sich gegenseitig bekämpfenden Nationalismen, sondern auch einer gewissen Unfähigkeit ihrer politischen Eliten, den Herausforderungen und den Folgen der industriellen und sozialen Modernisierung gewachsen zu sein, zum Opfer fiel. Nicht zufällig machte dieses « Mitteleuropa » einen Sinn auf dem Höhepunkt der « liberalen Ära » in der Monarchie, als man eine neue Qualität der Abhängigkeit des deutschsprachig kolonisierten Ostens und Südostens von der westlichen Metropole Wien inhaltlich zu begründen suchte. Ein gutes Beispiel liefert dazu der in Galizien geborene, in Czernowitz, Wien und Graz ausgebildete und dann in

Wien und Berlin tätige deutschsprachig-jüdische Schriftsteller Karl Emil Franzos, der gerade in dem an der östlichsten Extremität des Habsburger Reiches an Russland und Rumänien grenzenden Bukowiner Kronland die Erfüllung der Ziele des österreichischen Deutsch-Liberalismus als eine ideale aufgeklärt-moderne Alternative zur "halb-asiatischen" partikularistischen Öde pries. Das Endziel der Reise des zu jener Zeit schon etablierten Wiener Journalisten, der für die *Neue Freie Presse* über die Festlichkeiten zur Jubiläumsfeier des Anschlusses der Bukowina an Österreich und zur Gründung der Franz-Josephs-Universität im Oktober 1875 berichten sollte, erscheint auf einmal im triumphalen Sonnenaufgang, nachdem der Zug die "kahle Haide, die ärmlichen Hütten" der durch die Nacht durchquerten "halb-asiatischen" Landschaft Galiziens, mit ihrem "Mangel jeglicher Industrie und Kultur", verlassen hatte; Czernowitz ist laut Franzos die Stadt, die den Sieg des urbanen Mitteleuropa gegen den patriarchalisch-ländlichen Osten symbolisieren konnte: "Prächtig liegt die freundliche Stadt auf ragender Höhe. Wer da einfährt, dem ist seltsam zu Muthe: er ist plötzlich wieder im Westen, wo Bildung, Gesittung und weißes Tischzeug sich finden. Und will er wissen, wer dies Wunder vollbracht, so lausche er der Sprache der Bewohner: sie ist die deutsche. Und er sehe zu, zu welchem Feste sie rüsten: zu einem Feste des deutschen Geistes. Der deutsche Geist, dieser gütigste und mächtigste Zauberer unter der Sonne, er - und er allein! - hat dies blühende Stücklein Europa hingestellt,

mitten in die halbasiatische Culturwüste!“ .

Die von Moritz Csaky definierte “Pluralität” des “Habsburger-Raumes” die der Grazer Historiker sowohl in den inneren (d. h. ethnischen, sprachlichen, kulturellen und politischen) Verhältnissen der Monarchie als auch in der hier konzentrierten «exogenen» Verflechtung verschiedenster europäischen Zivilisationstypen zu erkennen meint, wurde im Laufe einer eigenartigen Geschichte zum Hauptmerkmal einer spezifischen Physiognomie der Region, die ihr paradoxerweise eine Art «einheitliche» Prägung verlieh. Die allmähliche (wenn auch mühsame) Bildung eines gemeinsamen Wirtschaftsraumes trotz der tiefen Disparitäten zwischen entwickelten und unterentwickelten Provinzen und der von der soziopolitischen Immobilität verursachten Verspätung der kapitalistischen Expansion im Vergleich zu Großbritannien, Frankreich oder Preußen-Deutschland ermöglichte bald einen regelmäßigen Waren-, Menschen- und Ideen-Austausch auf dem mitteleuropäischen Gebiet, in dessen Folge der differenzierende Rahmen eines umfangreichen “sozialen Raumes” entstand. Sein auffälligstes Merkmal könnte dadurch formuliert werden, daß der für die modernen Nationalstaaten (wo der Begriff «Nation» gleichzeitig einen sozial uniformierenden Sinn gewinnen sollte) kennzeichnenden «vertikalen» Einteilung des gesellschaftlichen Körpers in Kategorien («Klassen») mit divergierenden sozialen und politischen Interessen (wie etwa im Deutschen Reich nach 1871), im habsburgischen Österreich noch

ein «horizontaler» Fragmentarismus vormodernen Ursprungs entsprach, der bei dem schwankenden Gleichgewicht zwischen dem programmatischen Zentralismus des Josephinismus und dem partikularistischen Druck der Provinzen, Länder und Nationen (Nationalitäten) sich auf individueller und kollektiver Ebene in einer Pluralität der Identitäten (Loyalitäten) und Subidentitäten äußerte. Der "normale" Gebrauch der deutschen Sprache in Österreich-Ungarn belegt nach Csaky gerade diese "vereinheitlichende" Pluralität, weil in der für die «nationale Idee» fruchtbarsten Epoche des 19. Jahrhunderts das brisanteste Kriterium der Zugehörigkeit zur deutschen Nation gleichzeitig eine gewisse Disposition der nicht-deutschen Körperschaften zur kommunikativen Harmonisierung ihrer Interessen in dem gemeinsamen Staatsgebilde signalisieren konnte. Die Tatsache, daß die übereinstimmenden kreativen Chancen die zentrifugale Neigung des Nationalen (d. h. auch des Lokalen, des Provinziellen) kaum zu beeinträchtigen vermochten, hing damit zusammen, daß der veraltete Universalismus gegenüber den «vertikalen» Modernisierungs- und Differenzierungsprozessen, - die mehr oder weniger in der Geschlossenheit des nationalen Konzepts ein Solidaritäts-Pendant jenseits des fragmentiert Sozialen begünstigten -, keiner ideologischen Erneuerung im Sinne einer überzeugenden Legitimation der nun begehrten «Differenz» fähig zu sein schien.

Es ist also interessant zu beobachten, inwieweit - ähnlich wie



im Falle des Liberalismus, der in seiner Ideologie und Aktion doch bereits die Keime der eigenen Zerstörung enthielt und entwickelte, indem er z. B. die sozialen und politischen Bedingungen schaffte, die den Weg der sich aus dessen sozialer oder nationaler Komponente nährenden Massenparteien geebnet hatten, dieses Habsburgische « Mitteleuropa » die Voraussetzungen einer vor auszusehenden Implosion einschloss. Aufgrund sprachlicher Kriterien, die dem politisch-kulturellen Wirken eine vorrangige « nationale » Identität zu verleihen begannen, entstand eine Kette kultureller Enklaven deutscher, ungarischer, tschechischer, polnischer, italienischer, serbo-kroatischer, rumänischer oder ruthenischer Sprache, die sich auf jene eigenständigen sozialen Räume der Provinzen mit ihren lokalen Traditionen stützten und bald als unmittelbare Konkurrenz zur politisch-kulturellen, über Verwaltung und Schule verbreiteten Schirmherrschaft des offiziellen (und deutschsprachigen) Wiens auftraten. Zwar führte ihr unmittelbares Nebeneinander in den multinationalen Regionen mitunter zu einem bemerkenswerten wechselseitigen Austausch, jedoch ohne die partikularistischen Schranken der oft - wie im Falle der Italiener, der Südslawen oder der Rumänen - von außen geförderten « Nationalkulturen » zu überwinden. Noch interessanter ist die auf übernationale Weise (aber mit dem entscheidenden Beitrag der deutsch akkulturierten Juden) erfolgende Verankerung der deutschen Sprache im städtischen Milieu der südlichen und östlichen Kronländer. Diese vollzog sich bis zur Konstituierung von

selbständigen Öffentlichkeits-«Einheiten» in einem Netz von «Filialen» des hauptstädtischen Kulturbetriebes, die zwar einerseits dessen Geltungsbereich bestätigten und damit die Ausdehnung des dem “sozialen Raum” der Gesamtmonarchie entsprechenden Kulturfeldes markierten; andererseits entwickelten sie sich in «nicht-deutschen» Provinzstädten wie Triest, Laibach, Krakau, Lemberg, Czernowitz (und Umgebung) zu eigenständigen deutschsprachigen Kulturfeldern, mit einer den «deutschen» Alpenländern oder Böhmen (siehe Prag) ähnlichen Struktur. Diese doppelte Identität der Provinzkulturen, deren Geschlossenheit ihre Funktion innerhalb einer umfangreichen “österreichischen Kultur” - dank des regen Austausches und der «natürlichen» Beziehung zu Wien - doch nie gefährdete, gehört natürlich zu den oben angesprochenen Pluralitätsmerkmalen. Die deutschnationale Identität, für die sich dennoch im Bezug auf die ökonomischen und historisch-politischen Voraussetzungen der sozialen Modernisierung das traditionelle, mit der neuen nationalistischen Intelligenz der « Autochtonen » konfrontierte deutschsprachige Bildungsbürgertum der Provinzen nach dem langen Ringen divergierender Loyalitäten (zwischen Habsburg und Deutschtum, zwischen Land und Nation, zwischen Liberalismus und Nationalismus, zwischen Zentralismus und Föderalismus usw.) an der Jahrhundertwende zu entscheiden schien, sollte um so mehr - durch die kulturelle Verlegung des konservativ-antimodernistischen Widerstands in die Provinz - die Ablehnung eines kosmopolitischen

und angeblich deswegen politisch ohnmächtig gewordenen Wien markieren. « Man war gefangen, ohne die Gefängnismauern zu sehen; man schaute durch Glas und merkte es erst, wenn man in die frische Luft wollte und seinen Schädel blutig stieß. Aber meist wollte man gar nicht an die Luft, sondern blieb daheim » - so beschrieb die junge Ninon Ausländer Hesse – nicht zufällig die Tochter einer wohlhabenden jüdischen deutsch assimilierten Familie aus Czernowitz - die Vorahnung jenes gewaltigen Umsturzes der bürgerlichen Werte, den das definitive Versinken des habsburgischen « Mitteleuropas » durch den im Namen des Nationalen geführten Krieg und jene staatliche Zerlegung des Raumes im ethnisch-nationalen Sinne nach 1918 begleiten wird, die konsequent aus der Wilsonschen Programmatik zur Selbstbestimmung der Völker hervorging, wobei deren Prinzipien eine vermeintlich objektive Gewissheit über die « eindeutige » Zugehörigkeit jedes Einzelnen zu einem einzigen Volk und ebenso über absolute Kriterien zur Unterscheidung der Völker von denjenigen ethnisch-kulturellen Gruppen, die eine solche Bezeichnung keineswegs verdienen sollten, vorauszusetzen schienen. Die Nachkriegsallianzen zwischen einigen dieser « Nachfolge »-Staaten, wie die Kleine Entente oder das polnisch-rumänische Abkommen zum gegenseitigen militärischen Beistand, entstanden nicht aus irgendeiner Neigung, « Mitteleuropa » in einer anderen Form zu restaurieren, sondern um mit allen Mitteln jeden Restaurationsversuch zu verhindern. Und es

ist nicht zufällig, dass eine Figur wie jene von Eduard Benes, der ein Kind der beiden politischen Strömungen war – des Nationalismus und des Sozialismus –, die die Untergang-Stimmung der letzten Jahrzehnte der Monarchie gekennzeichnet haben, zum Protagonisten dieses von den Siegermächten Frankreich und England geförderten Widerstands gegen jegliche Revision der Versailler Friedensverträge wurde.

Dass jenes Scheitern des habsburgischen Modells eines föderativ-pluralistischen und in bestimmten Grenzen kulturell toleranten « Mitteleuropa » der im wilhelminischen Reich imaginierten Wunschvorstellung eines imperialen, von Berlin streng monolithisch regierten « Mitteleuropa » freies Geleit gab, obwohl Deutschland sich seinerseits unter den Verlierern des Ersten Weltkriegs befand, zählt zu den unglücklichen Auswüchsen der Nachkriegsjahre, als die Geister der Revanche von den Folgen eines problematischen Friedens überhaupt bedient wurden. Friedrich Naumanns Buch *Mitteleuropa* aus dem Jahre 1915 – das der französische Historiker Jacques Le Rider für symptomatisch hält – lässt erahnen, inwieweit das Projekt eines von einem « Herrenvolk » dominierten mitteleuropäischen Superstaates, wo die von ihm sogenannten *Kleinvölker* kein Recht auf völlige Souveränität beanspruchen sollten, das neue Machtstreben der deutschen Aussenpolitik vor und besonders nach 1933 inspirierte; Hitlers Drittes Reich hat es vermocht, durch die destruktive Umdeutung des « Mitteleuropa »-Begriffes das konfliktbeladene

Erbe und die Streitpotentiale in dem östlich und südöstlich von Deutschland und Österreich nationalstaatlich gestalteten Raum bis zum Äußersten und in selbstvernichtender Art und Weise zu treiben. Die einst von Hegel heraufbeschworene « List der Geschichte » arbeitete daran, dass dieses « Mitteleuropa »-Konzept gerade die einzige sich als übernational betrachtete zentral-europäische Identität, die durch die massive deutschsprachige Akkulturation der jüdischen Massen von Triest bis Brody und von Krakau bis Temesvar konstituiert wurde – denken Sie bitte nur einen Augenblick an Joseph Roth! -, zur totalen Vernichtung verurteilte – und somit wurde in den ehemaligen habsburgischen Territorien die endgültige Liquidierung der alten universalistischen Tradition und gleichzeitig der kollektiven Berufung der Deutschen auf die 48-Revolution - mit ihrer grosszügigen Inszenierung eines auf Toleranz untermauerten nationalen Liberalismus- betrieben.

Erst die verheerende Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und die ersten Zeichen einer von der Präsenz der Roten Armee geprägten neuen Teilung Europas haben die Aufmerksamkeit einiger Wenigen auf einen gemeinsamen Nenner der in einem geographisch zwischen der Sowjetunion und dem besiegten Deutschland situierten Völker und Staaten gerichtet, der sich in einem ähnlichen politischen Los auszudrücken schien: unter anderen glaubte sich 1946 der Ungar Istvan Bibo berechtigt, in einem Buch mit dem symptomatischen Titel *Das Elend der*

*mitteleuropäischen Kleinstaaten* nochmals zu überlegen, ob eine « mitteleuropäische Identität » eine objektive historisch-kulturelle Struktur behaupten dürfte. Ohne die historisch und kulturell tief eingegrabenen gegenseitigen Gegensätze und Ressentiments auszusparen, meinte Bibo, dass es in « Krisenzeiten » aufgrund eines ähnlichen Weges der Entwicklung der politischen Kultur - die auch von der Verspätung der Bildung nationaler Staaten gekennzeichnet war – zu einer « Schicksalsgemeinschaft » kommt, die sich auch dadurch von den westeuropäischen Modellen unterscheidet, dass die Nationen sich hier nicht in erster Linie politisch, sondern ethnisch und sprachlich selbst definieren. Der stramm kommunistisch-internationalistische Glaube Moskauer Prägung kollidierte unmittelbar mit dieser Art Nationalbewusstsein, und die Reaktionen auf die Verdrängung dieses tief verankerten Gefühls der Eigenständigkeit gestalteten sich - wenn man gewisse Akzente der polnischen oder der ungarischen Revolten des Jahres 1956 genau beobachtet – in Bezug auf nationale bis nationalistische Reflexe. Die eigentliche Entdeckung einer solchen « Schicksalsgemeinschaft » fand erst nach dem und infolge des « Prager Frühlings » statt: diejenigen, die davon in der Tschechoslowakei, in Ungarn oder in Polen der « Solidarnosc » zu sprechen begannen, waren nicht mehr die national-bürgerlichen Oppositionellen zu den von Moskau inthronisierten Machthabern, sondern Wortführer einer sich gegenüber der kommunistischen offiziellen Öffentlichkeit parallel entfaltenden Art von

„Zivilgesellschaft“, die von intellektuellen Dissidenten geschaffen worden war und sich nun zu den aus den Lehren des 2. Weltkriegs gewonnenen demokratischen Werten des europäischen Westens bekannte.

Nur aus solcher Perspektive wurde es möglich, aus der anerkannten Pluralität der jetzt wieder bewusst gewordenen « Mitte » des Kontinents eine gemeinsame Tugend zu machen : der Titel eines Buches des deutschen Historikers Karl Schlögel « Die Mitte liegt im Osten » spielte nicht nur auf die Zugehörigkeit des Berliner Bezirks « Mitte » zur damaligen Hauptstadt der DDR an, sondern auch auf die gemeinsame « mitteleuropäische » Alternative innerhalb des noch bestehenden kommunistischen « Ostblocks », die ein aus der eigenen Tradition herausgebildetes pluralistisches Modell der Demokratisierung und der emanzipatorischen « Verwestlichung » entwerfen sollte. Die nach 1990 entwachsene « Visegrad »- Staatengruppierung fusste auf dieser noch in den 80er Jahren skizzierten ideologischen Grundlage.

Aber wo befinden sich in diesem hochdimensionierten zeitlichen und räumlichen Kontext die Rumänen ? Gerade das widersprüchlich-komplizierte Verhältnis zwischen den Visegrad-Staaten und der rumänischen Regierung, die nach den Ereignissen im Dezember 1989 in Bukarest an die Macht kam, weist auf eine überaus verzwickte Beziehung zwischen dem rumänischen öffentlichen Bewusstsein und der mitteleuropäischen

Idee, anders gesagt auf jene schwierige Vorstellung einer Zugehörigkeit der Rumänen und ihrer Kultur zum mitteleuropäischen Raum, wie auch umgekehrt : auf die bedingte Bereitschaft der Anderen den Rumänen und ihrer Kultur ein « mitteleuropäisches Zertifikat » zu verleihen, hin. Die unglückliche historische Erfahrung des Wiener Schiedspruchs aus dem Jahre 1940, als die « Mittelmächte » Deutschland und Italien den Anschluss Nord-Siebenbürgens an Ungarn « diktierten », hat auf das kollektive Gedächtnis in Rumänien schwer gewirkt, um so mehr in den Jahrzehnten, als Ceausescus Nationalkommunismus mit der Amplifikation der schlummernden Angst vor den Minderheiten im eigenen Land samt anti-europäischer Mythen und Ressentiments, als wichtige Stütze der damit verbundenen isolationistischen Ideologie, spielte. Dies ist einer der Gründe, warum der rumänische Widerhall auf die Wiederentdeckung « Mitteleuropas » von der intellektuellen Dissidenz in Ungarn, in der Tschechoslowakei oder in Polen mit ihrem ausdrücklichen Ziel, einen bürgerlich-europäischen Begriff der « osteuropäischen » strategisch-ideologischen Realität entgegenzusetzen, so auffallend dürftig und unbedeutend blieb; man empfing es mit Skepsis und Misstrauen, wenn nicht mit blosser Gleichgültigkeit. Mit entsprechender Skepsis und ähnlichem Misstrauen, wenn nicht mit blosser Gleichgültigkeit wurden von den Visegrad-Initiatoren nach 1990 die schüchternen Versuche der damaligen rumänischen Regierung quittiert, dem Land ein « mitteleuropäisches » Schild anzuhängen und es damit der



Gruppe anzuschliessen - wenn auch in Bukarest der Druck derjenigen, die die Anti-« Mitteleuropa »-Psychose weiter schürten, gar nicht abnahm.

Es ist allerdings nicht uninteressant zu bemerken, wie widersprüchlich sich in der Neuzeit das ganze Verhältnis der Rumänen und des Staates Rumänien etwa im Vergleich zu dem der Ungarn oder der Tschechen zu der politischen Konstellation « Mitteleuropa » - Wien – Habsburg - Deutschland gestaltet hatte. Im 18. Jahrhundert zum Beispiel gelang der von Wien inspirierten griechisch-katholischen Kirche in Siebenbürgen die zuvor unmögliche Ausbildung einer rumänischen Intelligenz, die in dem Schutz der Habsburger die einzige Chance einer Emanzipation der Rumänen von der sozialen und politischen Herrschaft des ungarischen Adels sah; gleichzeitig zogen es die orthodoxen Fürsten der Moldau und Wallachei vor, sich aus strategisch-politischer Vorsicht eher mit Österreich als mit Russland gegen die Ottomanen zu verbünden. In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts war nicht nur die notorische « Germanophilie » des ersten rumänischen Königs Carol von Hohenzollern-Sigmaringen am Werk, als Rumänien sich dem Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn anschloss, sondern die wiederum unglückliche Erfahrung, die Bukarest mit seiner Allianz mit Russland im Krieg gegen die Türkei 1877-1878 machen musste, als der Verbündete sich des rumänischen Südbessarabiens bemächtigte. Abgesehen von der in Österreich und Deutschland

erfolgten Ausbildung bedeutender rumänischer Politiker der Zeit und von deren kulturellen Neigungen gab es zwischen allen Parteien des jungen Königreiches einen klaren Konsens über den wirtschaftlichen und politischen Nutzen - einschliesslich die Garantie für die frisch errungene volle Souveranität des Staates -, der die vermeintliche « Integration » Rumäniens in die zentral-europäische Interessensphäre stiften könnte. Die grossen Kontroversen im Umfeld des 1. Weltkriegs um die Frage, ob Rumänien die in Österreich-Ungarn « unterdrückten Brüder und Schwestern » befreien, statt seine Engagements gegenüber den Dreibund respektieren sollte, haben wiederum die Alternative zwischen einer zentral-europäischen Option und einem riskanten Bündnis mit Russland in die Debatte gebracht. Die post festum auch mit der Hilfe der Historiker erdichtete Mythologie eines siegreichen und des die historischen Provinzen Siebenbürgen, Banat, Bukowina und Bessarabien befreienden Krieges hat das Gewicht eines ernsten zentraleuropäischen Dilemmas im öffentlichen Bewusstsein der Rumänen verschleiert, indem jede Haltung, die sich nicht der politischen Entscheidung für die Entente im August 1916 fügte, als « verräterisch » und « unpatriotisch » verurteilt wurde. Durch einen Federstrich wurden lang überlegte Projekte einer ganzen Gesinnungsschule, an der sich symptomatischerweise viele Siebenbürger und Bukowiner Rumänen beteiligt hatten, die sich « den Beitritt zu Europa » eben auf dem « mitteleuropäischen » Weg vorstellten, für nichtig erklärt.

Es gehört sich hier und heute, nur den bekannten Entwurf des rumänischen Beraters des Thronfolgers Franz Ferdinand, Aurel Popovici zu erwähnen, der als Buch im Jahre 1906 in Leipzig unter dem Titel *Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich* erschienen ist und wo unter anderem der Plan der Gründung eines aus Siebenbürgen, dem Banat und der Bukowina bestehenden « rumänischen Kronlandes » innerhalb der habsburgischen Monarchie dargestellt wurde, von dem sogar 1918 die Rede war, als nach dem Bukarester Separatfrieden zwischen Rumänien und den Centralmächten rumänische Politiker aus dem rumänischen Altreich und Österreich überlegten, ob es nicht klug gewesen wäre, Rumänien und die von Rumänen bewohnten Provinzen der Monarchie, einschliesslich das von Russland neu erworbene Bessarabien in ein einziges « Kronland » eines reformierten Österreichs zu vereinigen. Die symmetrische Vorstellung eines Friedrich Naumann, der sich in dem hier schon erwähnten « Mitteleuropa »-Buch zur gleichen Zeit Rumänien als ein Werkzeug in Händen der die Weltgeschichte gestaltenden « grossen » Völker vorstellte, diesmal als strategisches Anhängsel « Mitteleuropas » zur Verwirklichung des Planes einer direkten wirtschaftlich-militärischen Kommunikationslinie zwischen Hamburg und Suez unter deutscher Kontrolle, weist allerdings auch auf die Gefahren hin, sich von einem imperialen Grössenwahn instrumentalisieren zu lassen - einen Fehler, der dann von der rumänischen Politik im 2. Weltkrieg eben begangen wurde, mit den

bekanntem Folgen...

Die 80 Jahre fast ununterbrochener Krise, die von der zum Signal des « Grossen Krieges » gewordenen Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo 1914 bis zu der blutigen Belagerung desselben Sarajevo im interethnischen Krieg in Bosnien am Ende des 20en Jahrhunderts vergangen sind, rechtfertigen die ständig wiederholte Diskussion über die tiefen Gründe der Entfesselung des Hasses und der Mordgelüste in dem sogenannten « Mitteleuropa » - denn trotz der Vergesslichkeit mancher bleibt der alte Spruch « Historia Magistra Vitae » ein Grundpfeiler des politischen Denkens in einer zivilisierten Welt. Die neuen Kontexte jedoch, da zu den wichtigsten Akteuren in der Region nicht mehr ausschliesslich Nationalstaaten, sondern in erster Linie die Europäische Union gehört, lassen hoffen, dass das kollektive Gedächtnis doch Chancen hat, mahnend zu wirken. Als Rumäne glaube ich gerade in diesem Sinne an die gesamteuropäische Aussicht, die Trennlinien zwischen « Mittel »-, West-, Ost- oder Südosteuropa samt ihrer konfliktgeladenen Geschichte schwinden zu sehen !